Schauspielabende

Autor(en): **Trog, H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748889

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

lich die Handlung — wird irgendein mystisches Versprechen gegeben, bis sich am Schlusse alles in nicht minder mystischer Weise löst.

Solche Stücke liegen nicht auf dem Wege des modernen Dramas. Es sind Wundergewächse, die sich aus einer andern Zone hierher verirrt haben und die man eine Zeitlang bewundernd anstaunt, weil sie gar so absonderlich ausschauen. Aber hoffentlich nur eine Zeitlang.

Denn die mittelalterliche Welt auf die Bühne zu zaubern, ist Ernst Hardt, als Dramatiker und Umbildner, doch in weit höherem Maße fähig. Nicht etwa deswegen bloß, weil er seinen Gestalten mitunter modernes Fühlen verleiht, sondern weil es Menschen sind mit Blut und Knochen und nicht nur blinkende Geharnischte und rosige Ritterfräulein. Aber auch bei ihm sehen wir, wie schwer es ist, eine Gestalt umzumodeln, die uns bereits in einer ganz bestimmten und scharf umrissenen Form bekannt ist. Solchen zum Typus gewordenen Figuren ein neues Antlitz aufzusetzen, kann keinem Dichter gewehrt werden. Aber er muss damit rechnen, dass man an das alte Kleid gewöhnt ist und Vergleiche zieht. Selbst einem Künstler von bedeutenden Qualitäten wird es nicht immer gelingen — das zeigt Hardts „Gudrun" — einen bekannten Stoff, der in einem Epos klassische Formulierung erfahren hat, in ein modernes Drama so zu wandeln, dass man sich nicht beständig sagen muss: mir ist das alte Epos eigentlich doch lieber.

BERLIN FRANZ BEYEL

* * *

SCHAUSPIELABENDE. Nach der Berliner Premiere und dem Erscheinen des Gudrun-Dramas in Buchform — gegen Ende des letzten Jahres — ist der vorstehende Artikel aus Berlin an die Redaktion von „Wissen und Leben" gelangt, und er ist aufgenommen und gesetzt worden; aber erschienen ist er nicht: die bekannte Raumnot und der ebenso bekannte Stoffüberfluss haben das verhindert. Nun ist die Gudrun auch nach Zürich gekommen, und ordnungsgemäß müsste hier über das Stück in seiner Eigen- und Unart, nach seinem Wert und Unwert gesprochen werden. Allein jetzt tritt der ältere oder frühere Kritiker in sein Recht. Was er damals unter dem Eindruck der Lektüre und der Aufführung am Lessingtheater schrieb, das trifft ungefähr auch die Ansicht des Unterzeichneten. Vor allem ist es auch meine volle Überzeugung, dass die moderne dramatische Orientierung des Gudrun-Epos, das ein schöner Zufall, in Gestalt einer einzigen Handschrift, uns erhalten hat, einen poetischen Zuwachs nicht bedeutet. Ein prachtvolles dichterisches und ethisches Motiv: die unbedingte stolze Treue Gudruns gegenüber dem ihr angetrauten Dänenkönig Herwig wird psychologisch zerkrümelt, ja vernichtet; nicht der Anker und Halt ihres freudlosen Lebens im normännischen Exil, nicht ihr höchster, für nichts in der Welt feiler Besitz ist und bleibt diese Treue, sondern zur Fessel, zur Selbstquälerei, zum peinigenden Gewissenskonflikt wird Hardts Gudrun diese Treue, weil in ihr Herz der Normanne Hartmut, ihr räuberischer Entführer, eingezogen ist, der glänzende, strahlende Königssohn aus südlicherm, milderm Lande. Und nun darf sie ihn nichts von ihrem wahren Gefühl merken lassen, weil sie sich durch ihr Wort an Herwig gefesselt wähnt, und so wird ihr schließlich die Befreiungsstunde durch Herwig und die nordischen Rächer

zur erwünschten Sterbestunde. Es muss ein seltsam Vergnügen sein, diese alten schönen Stoffe durch Transponieren in ein neues Genre und eine ganz andere Weltanschauung und Seelendisposition umzubiegen und — kleiner zu machen. Aber klatschen wollen wir nicht dazu.

ZÜRICH H. TROG

DIE DEUTSCHE SCHILLERSTIFTUNG UND DAS DEUTSCHE SCHRIFTTUM

Das Literaturjahr 1912 hat mit einem sehr bemerkenswerten Vorgang begonnen: In der „Neuen Rundschau" wies der junge norddeutsche Dichter *Hans Kyser* nach, dass sich die *deutsche Schillerstiftung* (mit Vorort und Verwaltungssitz in der seinerzeit von deutschen Klassikern bewohnten Stadt Weimar) seit vielen, vielen Jahren mit der „Subventionierung" zweifelhafter und bedenklicher Angehöriger des schreibenden Standes befasst und dass die selbe Schillerstiftung für die Unterstützung wirklicher Dichter nur in Ausnahmefällen zu haben ist. — Das Institut, von dem hier die Rede ist, wurde um die Mitte des letzten Jahrhunderts ins Leben gerufen, und zwar um Schriftsteller (und Schriftstellerinnen) zu unterstützen, „die für die Nationalliteratur verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben". Auch Hinterbliebene von solchen Schriftstellern können laut den Satzungen mit Geld bedacht werden. In Betracht zu ziehen ist, dass die Mittel der Schillerstiftung vorwiegend durch eine Nationallotterie beschafft wurden, dass mithin mit dem Erträgnis einer eigentlichen *Volksspende* gewirtschaftet wird, und erfreulich könnte sein, dass die Verwaltung heute die Zinsen eines Millionenvermögens verteilen kann. Das alles rechtfertigt ein erhebliches Interesse an der Verwendung der Gelder und eine kritische Besichtigung der Verwaltungsmethode und der betätigten Leitsätze. Der erwähnte Hans Kyser hat diese dankenswerte Aufgabe mit Sachkenntnis, mit Eifer und auch mit Temperament besorgt und zog dabei keine Handschuhe an. Was er bei diesem Geschäft ergriff und vorzeigte, hat eine allgemeine Bestürzung und Aufmerksamkeit erregt. Ein Teil von dieser Wirkung löste sich in Zustimmung und Applaus, ein anderer selbstredend in Entrüstung auf.

Der Beifall kam von einer großen Zahl von wirklichen deutschen Schriftstellern und Dichtern; die hielten die Sache für wichtig genug, um — in ganz unstürmischer und objektiver Weise — ein Schiedsgericht zu verlangen.

Die selbstverständliche Entrüstung aber kam aus der gekränkten Verwaltung in Form von ausweichenden und nicht durchweg sachlichen Gegenreden, verfasst von dem derzeitigen Generalsekretär. (Einige ehrwürdige Häupter haben zu dieser Entrüstung im guten Glauben genickt).

Inzwischen ist das Schiedsgericht, wie zu erwarten war, von der Schillerstiftung abgelehnt worden, der Ausgang des Streites scheint nicht klar. Der Urheber der Diskussion aber hat jedenfalls in einem Schlusswort — es erschien mit einem köstlichen Belastungsmaterial soeben im Märzheft der „Neuen Rundschau" — seine Anklagen ohne den geringsten